

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. Juli 1902.

(Nachdruck verboten.)

„Das Fischermädchen.“

Roman von F. E d h o r.

(Schluß.)

„Ich muß hin, helfst mir das Boot flott machen —“

Dreißig Hände halfen bereitwillig das Boot aufrichten und die Ruder einlegen. Man eilte und brachte noch anderes herbei und dann redete man in Moï's hinein, nicht zu fahren, wozu er sein junges Leben nutzlos opfern wolle?

Er hörte die Worte kaum, so sehr war er mit dem Boot beschäftigt. Aber als ein alter, ergrauter Fischer ihm die schwere Hand auf die Schulter legte und sprach: „Es ist ein heller Wahnsinn, daß Du Dein junges Leben wagen willst, Du kannst nicht helfen, nur Gott allein,“ da schüttelte er die warnende Hand von seiner Achsel und ergriff das Ruder.

„Ist keiner hier, der mitfährt?“ rief er mit Löwenstimme; es war nicht leicht, sich bei dem Brüllen der Wogen verständlich zu machen.

Niemand meldete sich, alles wich zurück Scheu zogen sich die jungen Männer in den Hintergrund Einige wagten eine Entgegnung, man sprach von Verpflichtungen gegen seine Familie oder man redete davon, daß man Vater, Ernährer seiner Eltern und Kinder sei! Auch hob man die Ausichtslosigkeit des Unternehmens hervor und den sicheren Tod, dem man entgegenging.

Als sich das Stimmengewirr etwas gelegt, flog ein verächtlicher Zug um die Lippen des jungen Fischers.

Keiner wagte sein Leben für die Gefährten auf hoher See. Die Gefahr war zu groß und die Aussicht gleich Null.

„Also niemand?“ rief er noch einmal mit herbem Spott.

„Höre auf mich, Moï's!“ sagte der ergraute Fischer abermals und näherte sich dem Boot, welches bereits unruhig auf den anstürmenden Wellen tanzte. „Höre auf mich, wenn irgend eine Aussicht auf Erfolg bestände, wäre ich der erste, der Dich begleitete, aber so wie es ist —“

„Also keiner!“ rief Moï's ungeduldig, schüttelte den alten Warner von seinen Armen los und stieß mit gewaltiger Kraft die Ruder in das Wasser. —

„Hier ist einer — ich gehe mit“, rief eine tiefe, ruhige Stimme, und eiligen Schrittes näherte sich Baron Wolfgang von Wolfenstein der Stelle, wo Moï's im Boot stand.

Ein zweifacher Schrei ertönte.

Gitta und die Baronin von Helmstaedt hatten ihn ausgestoßen.

„Bist Du von Sinnen?“ Charlotte klammerte sich an den Arm ihres Bruders und ließ sich von ihm eine Strecke in das Wasser schleifen.

„Ich fürchte den Tod nicht, und was dieser Brave allein unternehmen will, geht zu zweien besser. Ich verstehe das Ruder zu führen und werde mich seinen Anordnungen fügen.“

„Sie dürfen nicht . . .“ Gitta's Auge streifte im Fluge Moï's Antlitz, es war finster, verschlossen, unheildräuend. Nur einmal hatte er gezuckt, als sich der Baron zur Mitfahrt gemeldet — wie ein stahlblauer Blitz war es aufgezuckt in seinen Augen, aber ebenso schnell war er erloschen.

„Er bedroht Ihr Leben, er will Sie tödten, ich lasse Sie nicht mit ihm allein“, sagte Gitta angstvoll.

„Der Moï's?“ Ungläubig wendete der Baron den Kopf nach ihm. „Das kann nicht sein“, sagte er bestimmt. „Gemeinsame Gefahr — gemeinsamer Tod! Das gilt unter Kameraden. Ich gehe mit.“ Bei den letzten Worten hatte er sich in das Boot geschwungen und das zweite Ruder ergriffen. „Die Art, Freund, Sie haben die Art vergessen! Reichet sie herein“, gebot der Baron den Umstehenden.

Ganz außer sich stürzte Gitta auf den alten Fischer zu, der die Art von der Erde aufgenommen und in das Boot schleudern wollte. „Sie bleibt hier . . .“, stammelte sie und hielt die Art fest.

Mit entsetzten Blicken starrte der Fischer-Moï's den Baron an. „Lasset sie da —“, schrie er heiser, „lasset sie da, ich brauche sie nicht mehr.“

Vier bange Stunden harrten die Dorfbewohner am Strande aus, in Gebet versunken, oder in schrecklichen Vorstellungen sich erschöpfend. Man folgte den kleinen, dunklen Punkten auf der See, und wenn sie auch zwischen den Wasserbergen verschwanden, immer wieder tauchten sie empor und näherten sich einander zusehends.

Baronin Charlotte beobachtete unausgesetzt das Boot, worin ihr Bruder saß. Sie war so blaß, daß die Leute sie mitleidig anschauten und sich zuflüsterten: „Es ist ihr einziger Bruder und der Erbe von Wolfenstein.“

Es blieb überhaupt ein Wunder, daß sich die Boote über Wasser hielten, es gehörte eine ungeheure Gewandtheit und übermenschliche Kraft dazu und die Zusassen mußten es eben verstehen.

Seitdem Gitta gehört, daß ein Wunder dazu gehöre, die Männer zu retten, hatte sie lautlos dagestanden, wie eine Wildsäule. Heute trug sie alles zu Grabe, den Vater, den Geliebten und den Verlobten! Die Zähne klapperten in ihrem Munde und ein starkes Fieber schüttelte ihre Glieder. Sie wußte nicht, was

es gewesen, daß sie nicht versucht, die beiden Männer, die zur Rettung der anderen auszogen, an der Fahrt zu hindern . . . Der Baron hatte sie mit einer flüchtigen Bewegung von sich gewiesen, nicht unfreundlich oder heftig, sondern mit der Miene eines unabänderlichen Entschlusses, und so eifern war sein Antlitz erschienen, daß sie es nicht weiter gewagt, in ihn zu dringen.

Und nun war drüben auf der See alles verschwunden, weder Boote noch Mensch zu sehen. Es war, als ob die wildbrausenden Wogen alles verschlungen.

Das Drama war ausgespielt vor den Zuschauern . . . Blases Entsetzen erfaßte jeden von ihnen — sie starrten nach der fernsten Linie, ob nicht etwas auftauchen würde, was ihnen über das Schicksal der muthigen Männer Aufschluß geben könnte. — — Aber nichts, wie die grünen, aufthürmenden Wogen, die brüllend und tosend dahengerollt kamen, war zu sehen.

„Da!“ Die Baronin, die ganz durchnäßt von den heranstürmenden Wellen am Strande ausgeharrt, sprach es laut und zeigte mit der Hand nach einem kaum sichtbaren Fleckchen am Horizont.

Der alte, erfahrene Fischer von vorhin hatte die Hand über die Augen gelegt und die Erscheinung mit seinen scharfen Seemannsaugen gemustert. „Es ist die Flagge eines Schiffes — vielleicht . . .“, setzte er hinzu.

Und vielleicht . . . vielleicht, setzte sich dieses Wort in der Menge fort.

Vielleicht sind sie gerettet! Die Hoffnung, dieser mit Wundergaben begabte Engel des Menschenherzens kehrte mit süßem Trost in die Brust der Harrenden ein.

Nur Gitta zitterte. Sie dachte an Moiss Worte und seine Warnung, und die beiden waren allein, beide allein auf bodenlosen Tiefen, nur Gottes Auge konnte sie sehen, sonst keiner — keiner!

Der vorrückende Abend und das zunehmende Unwetter zwang die Dorfbewohner, in ihre Hütten zu gehen; auch die Baronin war gegangen, aber nicht in ihr Hotel, sondern in das weiße Fischerhaus.

Die Nacht kroch langsam, gleichsam bleischwer dahin. Die drei Frauen sprachen nicht viel zusammen. Schweigend und trockenen Auges sahen sie in das offene Herdfeuer, welches sie unterhielten, um die fieberschauernenden Glieder zu erwärmen.

Einige theilnehmende Nachbarn kamen ab und zu in die Stube, sie hielten abwechselnd Wache am Strande, in der Meinung, daß die Boote trotz — und trotz alledem zurückkehren könnten. Die drei Augenpaare richteten sich jedesmal fragend auf die Eintretenden, aber immer war es ein Achselzucken, welches ihnen begegnete.

Der Morgen brach an, hellklar, der Wogenprall war nicht mehr so heftig und geräuschvoll wie am Abend vorher. Aber der Horizont und die unermessliche Fläche der See war leer. Weder Schiff noch Boot war zu sehen, doch etwas anderes trieb auf dem Wasser daher, in rasender Eile trugen es die Wellen dem Strande zu, ein kleiner, dunkler Gegenstand — die grausamtlene Sportmütze des Barons, die er getragen, als er zu Moiss in das Boot stieg.

Der Baronin erstarrte das Blut zu Eis in den Adern, als sie die Kopfbedeckung ihres Bruders erkannte. „Mein armer Bruder!“ stöhnte sie und nun brachen sich die Thränen Bahn. Die Umstehenden betrachteten sie in stummer Rührung. Daß ihr Bruder, der vornehme Herr, zur Rettung der ihrigen in den Tod gegangen, sicherte ihr die Sympathie der Fischerleute. Aber auch Frau Heise und Gitta wurden bemitleidet und man sprach mit herzlicher Theilnahme zu ihnen.

Was wiegt ein Trostwort, wenn unsere Brust von heißem Schmerz zerrissen ist?

Ein Engel zählt die Thränen, die wir unserem Liebsten nachweinen, oder wenn das Weh still im Innern verblutet, so trägt er dieses Herzblut zu Gottes Thron, damit unsere Sünden damit getilgt werden.

Die bleichen, übermächtigten und vermeinten Gesichter am Strande beleuchtete matt ein heller Morgenstrahl.

Die Kinder des alten Niklas waren ebenfalls gekommen, um nach den Spuren des Schiffbruchs auszuschaun. Sie schauten ebenso hoffnungslos und trostlos darein, wie die drei Frauen. Man fing eben an, sich in Vermuthungen zu ergehen, ob das letzte Boot mit den Rettern das erste erreicht haben würde, und ob der Untergang gemeinsam gewesen oder ob die Ersten von den Letzten nichts gewußt?

Ein vielstimmiges Geschrei erhob sich plötzlich.

Das große Schiff, dessen Flaggen spitze man gestern schon gesehen, ward sichtbar und trat alsbald so deutlich in Erscheinung, daß kein Zweifel blieb, daß es nach dem nahen Hafen in Neufahrwasser steuerte.

„Hinüber, rasch hinüber in den Hafen, vielleicht bringt es Kunde von den Booten!“ rief es durcheinander.

Und einige von den Fischern liefen fort. Die anderen, die zurückblieben, meinten, man müsse erst den Kurs des Schiffes abwarten.

Und sie warteten geduldig, fast lautlos. Nach einer Stunde schon war es ihnen klar, daß der Dampfer, der unter amerikanischer Flagge segelte, auf den Leuchtturm im Hafen zuhielt.

Weil die See um vieles ruhiger geworden war, sprangen einige Männer in ein Boot und hielten ebenfalls auf den Leuchtturm zu.

Nur wenige von den Zurückbleibenden verließen auf einige Minuten den Strand, um eine Stärkung einzunehmen. Die Spannung hielt alle in Aufregung.

Und so verging wiederum eine Stunde, da sah man endlich das ausgeschickte Boot sich dem Strande nähern und den scharfen, erfahrenen Augen der Seelente entging nicht, daß die Besatzung größer war, wie auf der Hinfahrt. Bald darauf wurde von drüben ein Taschentuch geschwenkt.

„Sie kommen . . . sie kommen.“ Ein vielstimmiges Jubelgeschrei antwortete. Hurrah, die Mützen und Hüte flogen in die Luft.

Sie kamen wirklich. Sie waren alle gerettet worden durch den großen amerikanischen Dampfer, der sie auf hoher See im Kampfe mit den Wellen getroffen und die erschöpften Fischer nicht ohne Mühe und Aufopferung an Bord genommen hatte!

Da landeten sie schon. — —

Ein halbes Duzend Männer sprangen in das Wasser, um das Boot an den Strand zu ziehen. Jubelnde Freudenlaute wurden gehört und ein Duzend Arme streckten sich aus, den Erschöpften hilffreich beizustehen. Der alte Heise wurde von kräftigen Schultern an das Land getragen, auch der alte Niklas und Meyer folgten, freudig begrüßt von den ihrigen und den Versammelten. Die schlanken Gestalten des Moiss Volkmann und des jungen Meyer sprangen eben aus dem Boot — es fehlte nur einer . . .

Moiss war so weiß und farblos im Gesicht wie gestern, wo er in See stach, er war eben gleich dabei, das Boot an den Strand zu schleppen. . . .

„Sind alle gerettet?“ riefen die Frauen am Strande.

„Sawohl, alle gerettet,“ klang es freudig zurück.

„Aber der Baron, wo ist der Baron?“ rief man durcheinander.

Da hoben ihn eben zwei Männer mit starken Armen aus der Tiefe des Bootes, sein blutbedecktes Gesicht ward einen Augen-

Blick sichtbar . . . Eine klaffende Wunde an der Stirn zeigte sich unter dem weißen Tuch, welches nothdürftig darüberlag. —

„Moiſ!“ Gitta hatte seinen Arm gefaßt und blickte ihn an. Scheu wollte sein Blick enteilen.

„Schau mich an und antworte, ich verlange es von Dir. Was hast Du mit ihm gemacht?“

„Ich?“ Ein bitteres Lächeln verzog seine Lippen. „Ich konnte nicht mehr für ihn thun.“

„Um Gotteswillen, was fehlt meinem Bruder, was ist mit ihm geschehen?“ schrie die Baronin, die sich eben durch die Menge wand.

„Madame!“ Der alte Niklas antwortete sehr ehrerbietig. „Er hat bei dem Ueberholen auf Bord des Dampfers beinahe den Tod gefunden, er wurde von den Wellen mit aller Kraft an den eisenbeschlagenen Panzer geschleudert, der Stoß war so heftig, daß er die Wunde davontrug und die Besinnung verlor — er stürzte in das Meer und wäre verloren gewesen, aber Moïſ, der als letzter das Boot verlassen wollte, sprang ihm nach und hielt ihn — es war ein gefährlicher Augenblick . . .“

„Der Moïſ?“ Hunderte riefen diesen Namen.

„Ja, der Moïſ!“ Niklas hob stolz den Kopf. „Er hat Uebermenschliches geleistet, der Kapitän und die Matrosen jenes Schiffes sind voll des Lobes. Das Schiff erreichte uns im selben Moment, wo Moïſ und der Herr Baron in Sicht kamen . . . Beruhigen Sie sich, Frau Baronin, der Herr ist nur betäubt und erschöpft.“

Baronin Charlotte hörte gar nichts mehr, sie war längst an Wolfgang's Seite gesunken, den man behutsam in den weichen Dünen sand gebettet. Sie lachte und weinte, küßte und herzte ihn, stellte tausend Fragen und wollte doch auf keine Antwort haben — damit er sich nicht anstrenge.

Die Leute hatten eine Tragbahre gebracht und trugen den verletzten Baron in das Haus seiner Schwester.

Schiffer Niklas ging in der Mitte seiner Kinder, die ihn umringten . . . Der alte Heise war mit seiner Gattin schon längst im weißen Häuschen und ebenso waren alle Nachbarn verschwunden, nur Moïſ stand allein und vergessen am Strande — Nein, nicht allein und vergessen; Gitta war zurückgekommen, sie stand bei ihm und hatte seine Hand gefaßt . . . sie drückte ihre Lippen, ohne daß er sie daran hindern konnte, auf seine schwieligen Hände. „Du allein hast es gewagt, meinem Vater zu folgen und ihn zu retten . . . Für das andere aber, was Du gethan —“ ihre Stimme stockte und zitterte, „nimm mich hin, ich weigere mich nicht länger, Deine Gattin zu werden.“

„Gitta!“ Der starke Moïſ schrie laut auf. Er bedeckte sein Angesicht mit den Händen und Gitta sah, wie die heißen Thränen zwischen den Fingern hervorquollen. „Ich habe ihn nicht gerettet für mich, für Dich — für Dich! Du sollst glücklich sein. Ich habe gelobt, wenn es in meiner Macht liegt, Dich glücklich zu machen . . . Es war gestern ein schwerer Tag für mich. Gott war mir sehr nahe . . . Ich habe die Prüfung bestanden, rüttle nicht weiter an meinem wunden Herzen. Sage ihm, ich habe wie ein treuer Kamerad an ihm gehandelt — er hatte sich vorgenommen, sein Leben mit mir zu theilen — ich gab es ihm zurück und gebe ihm noch das Theuerste, Liebste dazu, was ich besessen. Das ist das Höchste, das Schönste, von dem Dein Großvater gesprochen . . . Ist es so, Gitta?“

Das junge Mädchen konnte vor Rührung nicht sprechen, sie nickte nur mit dem Kopfe. Sie konnte den Blick nicht wenden von den qualverzerrten Zügen des treuen Burschen. Sie hielt noch immer seine Hand, die rauhe, arbeitsharte, mit den schwieligen Auswüchsen an den Fingern . . .

„Im Boot liegt die goldene Uhr des Barons, sie ist ihm mit dem anderen Kram entfallen, als wir ihn vom Dampfer in das

Boot hinabtrugen. Gieb sie ihm zurück, sie ist sehr werthvoll, die Edelsteine funkeln in der Sonne . . . vielleicht ist es ein liebes Andenken. Ich habe nun nichts mehr, was ich lieben oder hassen könnte . . . Gitta . . . ich lernte jetzt die Menschen kennen. Was die Gegenwart oft als ihr Höchstes und Heiligstes hält, das ist das Vorübergehende: was sie nicht beachtete, die innere Rechtsschaffenheit, die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, das ist das Bleibende. Es ist ein seltsames Gewimmel, das die unzähligen Menschen dieser Erde treiben müssen, um dem Tage das Leben abzugewinnen und dieses Leben denn doch wieder in der Schnelle zu vergeuden . . . Das Begehren und die Leidenschaft gehen vorüber. — Das Leben will ich aber nicht vergeuden, ich will Thaten aufweisen können, wenn unser Herrgott plötzlich ein Ziel setzt. Sage ihm, dem alten Mann auf der rothen Erde, der wie ein Weiser spricht, daß ich das, was ihn das lange Leben gelehrt, in einem Tage gekannt, es war ein gewaltiger Lehrer, der es mir beibrachte. Sage ihm, ich habe kein Wort vergessen von dem, was er mir sagte.“ — — — — —

In dem Kirchlein „Maria Meeresstern“, worin die Seefleute und deren Familien manch schweres Gebet verrichten, hängen zahlreiche Andenken der dankbaren Seelen, die Hülfe, Trost und Rettung gefunden, bei der schmerzhaften Muttergottes.

Kleine Schiffe, wie man sie als Spielzeug in die Hände der Kinder giebt, bunte Flaggen, Ruderstangen und selbst ein Steuer rad befinden sich darunter, sie hängen an den Wänden oder an der Decke herunter, und daneben hängen silberne Medaillen an seidenen Bändern, auch wohl wächserne Hände und Füße. — —

Ein seltsames Andenken ist in letzter Zeit hinzugekommen. Der Fischer-Moïſ hat es gebracht, niemand weiß, was es bedeuten soll und in welcher Beziehung es zu ihm steht — eine Art mit schmaler, scharfer Schneide . . . In dem Schaft derselben, der ganz durchlöchert ist, befindet sich die goldene Uhr des Baron Wolfgang; sie ist mit kostbaren Steinen besetzt, und wenn die Sonnenstrahlen in das Kirchlein dringen, spielen sie mit diesen Kleinodien, die alle Farben in Strahlen widerspiegeln, und Zauberblicke schießen über den rothen Ziegelboden. Man weiß, daß der Baron die Uhr dem Moïſ geschenkt hat, zum Andenken für dessen heldenmüthige Aufopferung, als er ihn dem sicheren Tode in den Wellen entriß. Eine andere Anerkennung wollte der arme Moïſ nicht annehmen. Die brausenden Wellen jenes Schreckentages hatten alles von ihm abgewaschen.

Die Familie Heise ist nicht mehr in Bröjen.

Das weiße Häuschen am Strande ist ein Spital für alte, hilflosbedürftige Leute; die ganze Einrichtung ist darin geblieben, nur das kleine Delbild fehlt an der Wand.

Gitta ist die glückliche Gemalin des Baron Wolfgang auf Wolfenstein; ihre Eltern leben bei ihr auf dem Schlosse. Auch der Freiherr v. Wallissen lebt noch, ihm ist ein hohes Alter beschieden. Er fühlt sich unbeschreiblich glücklich im Umgange mit seiner Familie.

Den alten Wolfensteiner Freiherrn deckt schon seit Jahresfrist der grüne Rasen; aber mit Freuden hatte er in die Verbindung seines Sohnes mit der armen Fischertochter gewilligt, es sollte wohl süßen, was er jemals wissentlich oder unwissentlich an der Gattin seines Bruders gesündigt.

Die drei alten Leute harmonieren ganz wunderbar, sie leben ganz in dem Glücke ihrer Kinder und sonnen sich im reinen Glanze ihrer Herzen.

Auch die alten Försterleute verkehren häufig im Schlosse und Frau Heise weilt jede Woche einen Tag im Waldhause, wo sie unter den schrecklichsten Verhältnissen das Licht der Welt erblickt. Sie hat eine rührende Anhänglichkeit für das einsame Haus, in dem ihre Mutter so sehr gelitten.

Baronin Charlotte wohnt mit der kleinen Waldtrud den

größten Theil des Jahres auf Haus Helmstaedt und ist täglicher Gast auf Wolfenstein, aber nach wie vor weilt sie alljährlich einige Wochen im Ostseebad Zoppot.

Als sie das letzte mal dort war, machte sie einen Spaziergang nach Brösen, wie sie es immer gethan. Unweit des Dorfes begegnete ihr Mois, er hatte sich an ein mit Leinwand überspanntes Wägelchen gespannt, in dem die drei Kinder seiner Schwester saßen, die kürzlich gestorben war. Er holte die Kleinen zu sich nach Brösen in sein Haus. Er hatte Furchen im Gesicht und der helle Schweiß stand auf seiner gebräunten Stirn. Die Baronin reichte ihm die Hand und bat ihn, eine Stelle auf ihrem Gute in Westfalen anzunehmen, sie brauchte jaft gerade solchen treuen Menschen, die Kinder konnte er mitnehmen.

Mois schüttelte den Kopf. „Das Heimweh nach dem rauschenden Meere würde mich krank machen. Ich will mein Leben hier beschließen.“

„Aber das Leben ist lang, Sie sollten wenigstens von meinem Bruder etwas annehmen, was er Ihnen gern geben will, denn er schuldet's Ihnen . . .“

„Er schuldet mir nichts — nur die Gitta soll er glücklich machen, sonst ist er mir nichts schuldig. Sagen Sie ihm, daß es mir gut geht und daß mein Leben wieder einen Zweck hat, da ich für die Kleinen sorgen muß und im Alter? Da ist ja das Spital am Strande, welches der Baron gestiftet . . . unter dem blühenden Hollunder werde ich dann sitzen und den Rest meines Lebens verbringen. Grüßen Sie Gitta und ihre Eltern . . . Und dem alten Freiherrn sagen Sie, daß ich Sonntags in den Büchern lese, die er mir geschickt hat und ich freute mich sehr darüber.“

„Aber die Kinder Ihrer Schwester, könnten wir denen nichts zuwenden?“

„Vorläufig bin ich da, und wenn sie Talent haben zum Studieren — ja, wenn sie Talent haben und ich kann es nicht allein möglich machen, dann werde ich mich an Sie wenden.“

„Sie versprechen es uns fest?“

„Ja.“

Der zweirädrige Karren mit der lebendigen Last setzte sich wieder in Bewegung und verschwand in den hohen Roggenfeldern nach Brösen zu.

Die Baronin stand und blickte ihm still nach. „Es ist doch ein seltsamer Mensch“, sagte sie vor sich hin, dann machte sie sich auf den Heimweg. „Da, ein Haiderösklein.“ Sie bückte sich und pflückte die Blume behutsam vom Boden und legte sie in ihr Taschenbuch. „Die werde ich dem Onkel Wilhelm mitnehmen, als Gruß von der Gaide.“

(Nachdruck verboten.)

Verschollen!

Ein Gedenkblatt von Egon Mosca.

Am 11. Juli sind fünf Jahre verflossen, seitdem der kühne schwedische Luftschiffer Salomon August Andree (geboren am 18. Oktober 1854 zu Grenna) seine Ballonreise nach dem Nordpol antrat, in Begleitung von Fränkel und Strindberg, von der die kühnen Helden der Wissenschaft nicht mehr zurückkehrten. Sie sind verschollen, und wie oft auch Nachrichten auftauchten, die über ihr Schicksal Kunde brachten, dieselben erwiesen sich leider stets als unbegründet. Ob die kühnen Luftschiffer verunglückten, ob sie an dem selbstgesteckten Ziele auf einsamer Eisscholle erfroren und verhungerten, ob sie gar ihre letzten Seufzer unter den mörderischen Händen verrätherischer Feinde aushauchten — eine Sicherheit hierüber wird wohl kaum jemals noch erlangt werden. Es fehlt jede Spur von den drei Märtyrern der Nordpolforschung, und nur das eine wohl ist mit

Sicherheit anzunehmen, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Verschollen — diese fürchterliche Ungewißheit, die den Angehörigen solcher unglücklichen Opfer des Forscherdranges immer noch die Hoffnung offen läßt, die Lieben, die hinausgezogen, einmal zu sehen und lebend in die Arme schließen zu können! — sind zum Glück verhältnißmäßig nur wenige von den vielen Märtyrern der Weltforschung. Zahlreiche Forscher, die wie Andree und seine Genossen auszogen, die Eisregionen des Nordpols der Wissenschaft zu eröffnen, zahlreiche andere, die in die unwirthlichen Gegenden Inner-Afrikas drangen, sind diesem Forschungsdrange zum Opfer gefallen; sie sind den Unbilden des ungewohnten Klimas erlegen, andere sind von Wilden ermordet worden oder verunglückt oder von wilden Thieren gefressen worden; die Zahl derer, über deren letztes Schicksal die Welt im Unklaren blieb, die, wie Andree und seine Genossen, verschollen sind, ist glücklicherweise eine verhältnißmäßig geringe. Ja, von ein paar Reisenden, die jahrelang als verschollen galten, wurden schließlich noch sichere Spuren ihres Endes gefunden, und daher ist denn die Hoffnung nicht unberechtigt, daß schließlich doch noch Licht und Klarheit darüber geschaffen werde, wie Andree sein Leben beschloß. Daß die drei Teilnehmer der Nordpol-Expedition noch am Leben seien, diese Hoffnung hegt wohl auch kaum noch jemand.

Anders liegen freilich die Umstände bei einem anderen Verschollenen, bei Johann Orth, dem Erzherzog Johann von Oesterreich, von dem seit dem Jahre 1891 jede Spur fehlt, und ist auch die Zahl derer, die da meinen, daß der Genannte in irgend einem Erdwinkel noch unter fremdem Namen leben könne, nur eine kleine, und ist die Wahrscheinlichkeit hierfür auch nur eine geringe, so ist doch die Möglichkeit nicht vollkommen ausgeschlossen und ist immerhin in der eigenartigen Charakterveranlagung des Verschollenen begründet. Johann Nepomuk Salvator, Erzherzog von Oesterreich und Prinz von Toscana, der am 25. November 1852 in Florenz geboren wurde als jüngster Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toscana, war ein Mann von reicher Begabung und eine Persönlichkeit von krafftvoller Eigenart und Selbständigkeit. Diese letztere brachte ihn, der sich im österreichischen Heere frühzeitig auszuzeichnen gewußt, in Konflikt mit seinem Vorgesetzten. Während er als Feldmarschall-leutnant Divisionskommandeur in Preßburg war, ließ er eine Schrift „Drill oder Erziehung?“ erscheinen, die das größte Mißfallen seines obersten Befehlshabers, des Erzherzogs Albrecht, erregte und seine Veretzung nach Linz veranlaßte, wo er die 3. Infanteriedivision kommandirte. Da wurde er im Jahre 1897 ganz plötzlich dieses Kommandos enthoben, da er sich durch seine Beziehungen zu den bulgarischen Machthabern, seine Bewerbung um den Fürstenthron und schließlich durch seine Begünstigung der bulgarischen Thronkandidatur des Prinzen Ferdinand von Koburg eigenmächtig in die auswärtige Politik gemischt haben sollte. So sah denn der Prinz wiederholt ein, daß er als solcher, als Mitglied eines regierenden Fürstenhauses, neben den vielen Vorrechten, die dieser Rang ihm verlieh, auf ein Recht verzichten mußte, das ihm das größte und höchste schien und dessen sich jeder Bürger erfreut, das Recht, thun und lassen zu dürfen, was ihm beliebt, so weit es sich in den von den Gesetzen erlaubten Grenzen hält. Und seine Antwort auf die Enthebung vom Divisionskommando war daher, daß der Erzherzog auf die ihm durch Geburt verliehenen Rang und Würden verzichtete und den bürgerlichen Namen Johann Orth annahm. Jetzt konnte er ganz nach seiner Fason felig werden; er begab sich ins Ausland, er erwarb sich die Befähigung als Kapitän für weite Fahrt. Bald darauf rüstete er einen Rauffahrer „Margerita“ aus und fuhr, nachdem er Ludmilla Stubel, eine frühere

Ballettlerin der Wiener Oper, geheiratet, in die Weite, um niemals mehr wiederzukehren. Das letzte Lebenszeichen, das er gab, ist ein Brief aus Esfeneda, vom 10. Juli 1890 datirt, und es scheint außer Zweifel, daß das Schiff an der Südküste Südamerikas zu Grunde ging. Diejenigen, die noch Hoffnungen hegen, daß Johann Orth lebe, begründen diese durch die phantasievolle Annahme, der stark entwickelte Unabhängigkeitssinn Orths könne diesen vielleicht veranlaßt haben, irgendwo in der Einsamkeit ein von jeden Rücksichten freies Leben zu führen, womöglich unter fremdem Namen. Indessen müssen diese Hoffnungen sehr gering erscheinen, wenn man erwägt, daß die „Margerita“ außer Johann Orth und seiner lebenslustigen Gefährtin auch noch eine Besatzung von 24 Personen trug und daß man in den letzten zehn Jahren von allen diesen Personen niemals mehr Kunde erhielt. Es muß also somit jedem Einsichtigen beinahe zur Gewißheit werden, daß die unruhigen Gewässer, die das Kap Horn umtosen und die einst schon dem ersten Weltumsegler Fernando Magelhaens schwere Gefahren bereiteten, auch diesem hoffnungsvollen Menschenleben zum Unglück gereichten.

Ist nun auch die Hoffnung, daß die genannten Verschollenen noch am Leben seien, kaum noch aufrecht zu erhalten, so doch diejenige wohl, daß über ihr Schicksal noch etwas erforscht, daß der Schlußakt ihrer Lebenstragödie enthüllt werde, keineswegs von der Hand zu weisen, wenigstens nicht bei Andree, wie die Geschichte des englischen Seefahrers John Franklin beweist, über dessen Tod man auch, nachdem man über zehn Jahre im Dunkeln war, schließlich Genaueres erfahren konnte. Franklin hat sich um die Nordpolarforschung große Verdienste erworben. Der im Jahre 1786 in Spilzby in Lincolnshire geborene Seefahrer stand seit dem Jahre 1818 im Dienste der Nordpolarforschung. Er wirkte, mehr freilich durch sein unglückliches Schicksal, als durch das, was ihm zu erforschen bechieden war, für die Nordpolarforschung geradezu epochal. Eine neue Aera der Nordpolarfahrten begann mit der unglücklichen Expedition, die er mit Crozier gemeinschaftlich auf Kosten der englischen Regierung im Jahre 1845 mit den Schiffen Erebus und Terror nach der Barrowstraße unternahm. Im Juli desselben Jahres wurden die Schiffe zum letztenmale in der Melvillebai gesehen. Als Ende 1847 noch keine Spur von der Expedition vorhanden war, rüstete die Regierung drei Hülfsexpeditionen aus, aber keine Spur von Franklin ward gefunden. Nun setzte die Regierung eine Belohnung von 20 000 Pfund Sterling für die Rettung Franklins und seiner Gefährten aus, und die Hälfte dieser Summe für die Erlangung sicherer Nachrichten über ihr Schicksal. Lady Franklin fügte dieser Summe noch 3000 Pfund Sterling aus eigenen Mitteln zu. Nicht weniger als 14 Fahrzeuge zogen im Jahre 1850 aus. Die umfassendsten Anstalten wurden getroffen, um den Verschollenen Kunde zu geben: Kupferzylinder und Glaschen mit Depeschen wurden ausgeworfen, Felswände beschrieben, Signalfangen aufgerichtet, kleine Luftballons zur Verbreitung von Nachrichten benutzt, gefangenen Füchsen metallene Halsbänder mit Botschaften umgelegt und sie dann freigelassen — alles vergeblich. Und immer wieder wurden Expeditionen ausgerüstet, sowohl seitens der Regierung, als auch seitens der Lady Franklin, ohne daß eine irgendwelchen Erfolg gehabt hätte. Schon erklärte die englische Regierung am 31. März 1854 Franklin und die Mitglieder seiner Expedition für todt, da lichtete sich durch weitere Expeditionen das Dunkel, das um die Verschollenen schwebte. Erst der von Lady Franklin im Jahre 1857 entsandte Mac Clintock entdeckte im Jahre 1859 durch Auffindung der Reste und eines kurzen schriftlichen Berichts das Schicksal Franklins und stellte fest, daß dieser nach Ueberwinterung an der Beecheyinsel südwärts nach König Wilhelm-Land gesegelt, wo er im September 1846 vom Eise befreit wurde und am 11. Juni

1847 gestorben war. Etwa vierzehn Jahre also hatte man nichts Sicheres über Franklin's Schicksal erfahren.

Von den zahlreichen Nordpolarfahrern gehört zu den Verschollenen der berühmte Henry Hudson, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in England geboren wurde und der mehrere Expeditionen in's nördliche Polarmeer unternahm. Auf der vierten dieser Entdeckungsfahrten berührte er im Jahre 1610 Grönland und drang, westlich fahrend, durch die nach ihm benannte Hudsonstraße in die Hudsonbai, wo er in der Jamesbai überwinterte. Im Begriff, nach Europa zurückzukehren, ward er Ende Juni 1611 von der meuterischen Mannschaft samt seinem Sohn und sieben Matrosen in einer Schaluppe den Wellen preisgegeben, und niemals mehr hat man von den in so grausamer Weise Ausgesetzten etwas erfahren.

In neuerer Zeit haben noch die beiden Schweden Björking und Kallstenius als verschollen zu gelten; sie erforschten zu Anfang der neunziger Jahre die Westküste Grönlands von Upernivod bis zum Smithsund; verloren aber ihr Schiff und sind seitdem verloren und wohl längst gestorben.

Von den Helden der Afrikaforschung haben auch zahlreiche Reisende Jahre hindurch als verschollen gegolten, bis dann ihr Schicksal doch bekannt wurde; ja der berühmte Engländer David Livingstone galt sogar seit dem Jahre 1869 in Europa für verschollen, sodaß man außer anderen Expeditionen 1871 Stanley zu seiner Auffindung entsandte, der ihn denn auch noch lebend, aber freilich in sehr bedrängter Lage auffand. Und erst zwei Jahre später, 1873, starb Livingstone.

Schon der erste Deutsche, auch wohl der Erste überhaupt, der Nordafrika bereiste, Hornemann, der im Jahre 1798 von Kairo über Siwah und Nubien nach Mursuk und dem Sudan ging, ist von dort nicht zurückgekehrt und verschollen.

Das größte Aufsehen erregte in den fünfziger Jahren das lange Zeit unbekanntes Schicksal des aus Leipzig stammenden Afrikareisenden Dr. Eduard Vogel, dessen Tod auch heute noch mit vollkommener Sicherheit nicht aufgeklärt ist. Besonders Interesse gewann er dadurch, daß er der Sohn eines sehr bedeutenden Pädagogen (Karl Vogel) und der Bruder einer berühmten Schriftstellerin (Elise Polko) war, die über ihn „Erinnerungen an einen Verschollenen“ herausgab. Am 20. Februar 1853 verließ der damals noch nicht zwanzigjährige Dr. Vogel im Auftrage der englischen Regierung Europa und begab sich nach Afrika, um die Umgegend des Tschadsee zu erforschen. Am 1. Dezember 1854 traf er unvermuthet mit Barth zusammen, während dieser aber die Heimfahrt antrat, erreichte Dr. Vogel als erster Europäer Jacoba und begab sich später nach Wadai, wo er auf Befehl des Sultans wahrscheinlich am 8. Februar 1856 ermordet wurde. Erkundigungen über sein Schicksal zogen Munzinger, von Beurmann, der auch an der Grenze von Wadai ermordet wurde, Kohlfs und Nachtigal ein. Erst im Jahre 1862 bekam man einige Gewißheit, keineswegs unbedingte, über die Art seines Todes. Darnach scheint er aus schöder Habgucht, weil sich der Sultan, oder vielmehr wohl dessen Neffe sein schönes Pferd aneignen wollte, getödtet worden zu sein, und man verdächtigte ihn, um einen Grund zu seiner Ermordung zu haben, er sei ein Hexenmeister, da mit Feder ohne Tinte, nämlich mit Bleistift schreibe.

Es ist natürlich unmöglich, alle die berühmten Reisenden hier aufzuzählen, die auf ihren Reisen verschollen sind oder als verschollen längere oder kürzere Zeit galten. Wir wollten hier nur zeigen, daß das Schicksal Andrees keineswegs vereinzelt dasteht, er ist nicht der Erste, der hinauszog in unbekanntes unwirtliche Gegenden und nicht wiederkehrte, ohne daß man erfuhr, wo der Stern seines Lebens unterging. Aber er wird auch nicht der Letzte sein. Denn wie er sich nicht abschrecken ließ durch das

Schicksal von zahlreichen bedeutenden Männern, die ihr Leben einsetzten für die wissenschaftliche Erforschung unbekannter Weltgegenden, so wird auch die Erinnerung an diesen Märtyrer der Weltforschung diejenigen nicht zurückhalten vermögen, denen Wissenschaft und Ruhm höher gilt als das Leben.

(Nachdruck verboten.)

Durch die Loreley.

Humoreske von Franz Kurz-Elshcim.

„Nur am Rhein, da möcht' ich leben,
Nur am Rhein geboren sein!“

So klang's im mächtigen jauchzenden Chore aus den Koupees eines Eisenbahnzuges heraus, der rheinaufwärts auf Ahmannshausen zufuhr. 'ne lustige Gesellschaft saß in ihm, meist Mitglieder der „Harmonie“, des ersten Vereins einer kleinen rheinischen Stadt, der am heutigen sonnigen Sonntag einen Ausflug mit Damen unternommen hatte. Nach Ahmannshausen. Dort wollte man in der „Krone“ einen Frühshoppen trinken, wollte dann hinüber nach Schloß Rheinstein, der Perle unter den dortigen Burgen, dann wieder über den majestätischen Strom zurück hinauf zum Niederwald — im Jagdschloß war das Mittagessen schon bestellt — wollte von den Füßen der Germania aus den Blick schweifen lassen in alle Herrlichkeit, die sich dort aufbaut, und endlich in Müdesheim den Zug besteigen, der sie wieder der Heimat zutragen mußte.

Das Programm war schön, der Wein nicht minder, die Lustigkeit stieg immer mehr. Wie kann es auch angesichts des sagenumspinnenen Rheines, der gerade hier alle seine Zauber walten läßt, anders sein. Kurzum, als man auf dem Müdesheimer Bahnhof den Zug erwartete, der die Gesellschaft den heimischen Penaten zuführen sollte, da faßte man das Resultat des ganzen Tages in den einen Satz zusammen: „Wir haben uns lange nicht mehr so unterhalten wie heute.“

In einem Wagenabtheil saßen sieben Personen, drei junge Damen und vier Herren. Fritz Herrnsdorff hatte die Ecke links mit Beschlag belegt und amüsierte sich darüber, wie das ihm gegenüber sitzende Paar — 's war der junge Kaufmann Paul Enders und des Bürgermeisters einziges Töchterchen Helene Kreuz — sich heimlich die Hände drückte und sich von Zeit zu Zeit in stillem Glück anlächelte. Fritz wußte längst, daß die beiden sich liebten und er kannte auch seinen Freund Paul zur Genüge, um der Meinung sein zu dürfen, der „Kerl hängt sich eher auf, als daß er um die Hand seiner Geliebten anhält.“ Paul war furchtbar schüchtern, wenn es galt, mit einem Menschen frisch von der Leber weg zu reden. Die beiden anderen Paare hatten sich erst heute zusammengefunden, der Referendar Karl Schwaiger und des Kommerzienraths Pfiffig Tochter Maria und der neue Gymnasiallehrer Wilhelm Kiehne und die Tochter des gestrengen Gymnasialdirektors Herrn Hüppner, die auf den poetischen Namen Roswitha hörte. Aber wer sie fest aneinandergeschmiegt da sitzen sah, der merkte gleich, daß der kleine Gott Amor „mit von der Partie“ war.

Noch stand die Sonne im tiefen Westen, leuchtete der Himmel in bunten rofigen Tinten, als der Zug in den Loreley-Tunnel einfuhr. Plötzlich tiefe Finsterniß, die im ersten Augenblick beängstigend wirkte und eine allgemeine Stille zur Folge hatte. Und da — auf einmal:

Pff, pff, pff,

Drei schmakende Töne, drei Kisse

Merkwürdig, als es wieder Licht wurde, saßen die Paare nicht mehr so dicht zusammen, wie ehemals. Die Damen insbesondere hatten ein rothes Köpfchen und schauten sich verlegen

lächelnd an. Und Fritz gar, der „Unbeweihte“, der hatte seine spitzbübischste Miene aufgesetzt.

Hier wollte gar nicht mehr so recht eine Unterhaltung in Fluß kommen und man athmete erleichtert auf, als der Zug endlich in die Station des Heimortes einlief.

„Jedenfalls hat Herr Enders seine Helene „geküßt“, meinte unterwegs Fräulein Roswitha zu ihrem Begleiter. „Die beiden sind ja so gut wie verlobt, wenn auch heimlich.“

„Glauben Sie?“

„Sawohl. Und haben Sie auch gesehen, wie Herr Herrnsdorff uns immer angeguckt hat? der hat sicher uns in Verdacht. Und wie ich ihn kenne, erzählt er jedem, der es hören will —“

Sie blickte verschämt zu Boden.

„Um's Himmelswillen,“ kam ihr der Gymnasiallehrer zu Hilfe. „Sie denken doch nicht, daß er erzählen könnte, ich hätte Sie zu küssen gewagt?“

Sie zuckte die Achseln.

„Wer weiß?“

„Nein, nein — das wäre — das wäre häßlich. Was soll die Stadt von Ihnen denken? Er darf doch nicht den Ruf einer Dame so leichtsinnig auf's Spiel setzen.“

„O, der hat eine böse Zunge —“

„Wissen Sie was? Ich beuge vor. Ich lasse Sie nicht in ein falsches Gerede setzen.“

Und eine Viertelstunde später erzählte er einigen Freunden das Außabenteuer aus dem Loreleyfelsen.

„Denken Sie sich, Herr Enders war so kühn, die Tochter des Bürgermeisters im Tunnel zu küssen —“

„Was Sie sagen. Das ist aber sehr interessant.“

Auch Maria unterhielt sich mit dem Referendar über den geheimnißvollen Kuß. Sie hatte allerdings den Gymnasiallehrer im Verdacht.

„Schau, schau,“ sagten später dessen Freunde, „das hätten wir dem stillen Menschen gar nicht zugetraut.“

So schuf der Ausflug in der kleinen Stadt noch ein Tagesgespräch, das fogar ein wenig einen pikanten Beigeschmack hatte.

Und wenn sich die in Frage kommenden Damen jetzt begegneten, so lächelten sie sich an, als wollten sie sagen: „Du, ich weiß eins Deiner schönsten Geheimnisse — —“

Am Mittwoch wurde Herr Gymnasiallehrer Wilhelm Kiehne gebeten, doch nach Schluß einmal den Herrn Direktor aufzusuchen.

Wilhelm ging mit etwas bedrücktem Gemüthe in das Zimmer des Gestrengen. Der legte seine Stirne in würdige Falten und begann:

„Mein lieber Herr Kiehne. Ich bin ja im allgemeinen mit Ihren Leistungen zufrieden.“

Wilhelm verbeugte sich dankend.

„Aber ich muß Ihnen mittheilen, daß mir ein böses Gerücht zu Ohren gekommen ist, das Sie in etwas sonderbarem Lichte erscheinen läßt. Sie sollen bei dem Harmonieausflug am letzten Sonntag im Loreleytunnel meine Tochter geküßt haben.“

Wilhelm wurde über und über roth.

„So hat Herrnsdorff also doch geplappert.“

„Sie geben das Vergehen zu? Es freut mich, daß Sie wenigstens ehrlich sind. Meine Tochter verlegt sich auf's Leugnen.“

„Nein, nie, da irren Sie sich.“ Wir haben uns wirklich nicht geküßt — —“

„Herr Kiehne —“

„Wirklich nicht, Herr Direktor. Mein Ehrenwort darauf. Ich würde es niemals wagen, eine Dame zu küssen, ehe sie meine Braut ist. Wo soll sonst Sitte und Moral bleiben?“

„Aber man erzählt's doch allgemein —“

„Nicht durch meine Schuld. Doch Sie kommen mir auf halbem Wege entgegen, verehrter Herr Direktor. Ich habe zwar nicht besonders Toilette gemacht. Doch möchte ich Sie trotzdem um die Hand Ihrer Tochter bitten. Seit Sonntag wissen wir, wie wir uns gut find. Bitte, geben Sie uns Ihren Segen und die Gerüchte verstummen von selbst . . .“

Nun, Herr Direktor Hüppner versprach, mal mit seiner Frau darüber zu sprechen. Er möge doch am nächsten Sonntag zu 'nem Teller Suppe erscheinen.

Karl Schweiger war sehr überrascht, als er auf einmal den Besuch zweier Herren erhielt, die sich als Sekundanten des Herrn stud. med. Max Pfiffig, des Bruders der Kommerzienrathstochter, vorstellten.

„Was will denn der Herr von mir? Ich kenne ihn doch gar nicht.“

„Er verlangt Genugthuung von Ihnen dafür, daß Sie seine Schwester kompromittirt haben.“

„Ich? Seine Schwester kompromittirt? Sie gestatten, daß ich lache —“

„Die Sache ist gar nicht zum Lachen.“

„So sagen Sie mir doch, wann und wo und wieso. Wenn ich Sie, meine Herren, versichere, daß hier unbedingt ein Mißverständnis vorliegt, vorliegen muß —“

„Sollten Sie sich nicht entsinnen können, daß Sie am Sonntag seine Schwester im Loreleytunnel küßten —“

„Ich? Haha. Gottvoll! Das erzählt man wohl. Ich kann mir denken, wer die Geschichte aufgebracht hat. Leeres Geschwäk, meine Herren, leeres Geschwäk. Und deshalb schlägt man sich nicht. Ich werde selbst mit Herrn Pfiffig sprechen.“

Als er in des Kommerzienraths Wohnung kam, traf er Maria. „Ach“, jammerte sie, „was habe ich alles die Tage schon ausstehen müssen. Was habe ich diesen Herrnsdorff erwünscht; kein anderer als er hat uns in diese fatale Lage gebracht. Wenn's noch wahr wäre —“

Der Referendar faßte ihre Hand.

„Und wenn's wahr wäre, Fräulein Maria, würden Sie mir zürnen?“

Sie entzog ihm die Hand nicht, sie schwieg und senkte den Blick zu Boden.

„Würden Sie mir zürnen, Fräulein Maria, oder darf ich wirklich hoffen, daß Sie mich auch ein wenig lieb haben?“

„Auch?“

Die Frage genügte ihm. Sie war ihm die beste Antwort.

Bei Paul Enders erschien plötzlich die Frau Bürgermeisterin, um ihm die Leviten zu lesen. Aber auch Paul schwur, ebenso wie Helene, Stein und Bein, einander nicht geküßt zu haben. Doch die Frau Bürgermeisterin war resolut. Sie kümmerte sich um die Unschuldsbetheuerungen gar nicht und meinte, eine Verlobung sei das Einfachste, um den „Skandal“ aus der Welt zu schaffen.

Bald darauf wurden drei Verlobungen publizirt. Da hatte man in dem Städtchen wieder zu tuscheln und zu raunen. Und auch die Herren in der „Harmonie“ sprachen darüber und kamen auf die Rufgeschichte zurück. Nur wußte eigentlich niemand, wer denn nun thatsächlich seine Dame geküßt habe. Jeder behauptete es von einem anderen der drei.

„Was ist denn das für eine Rufgeschichte?“ frug Fritz Herrnsdorff, der gestern erst von einer Badereise zurückgekehrt war.

„Ach, die kennst Du noch nicht. Du entsinnst Dich doch unseres Ausfluges zum Niederwald-Denkmal.“

„Versteht sich —“

„Na, als unser Zug durch den Loreleytunnel fuhr, da —“

Und nun hörte Fritz die Geschichte, dreimal dieselbe mit stets wechselnden Personen. Er jedoch brach in ein lautes Gelächter aus.

„Die sollen sich geküßt haben?“

„Sawohl. Und die Küsse haben, wie man so erfährt, den Stein der Verlobung ins Rollen gebracht.“

„Die Sache ist großartig, Kinder, darauf gebe ich einen Korb Sekt zum Besten.“

„Was ist denn mit Dir eigentlich los?“

„Wißt Ihr denn, wer sich geküßt hat? Nee, das könnt Ihr ja nicht wissen. Ich saß ja in demselben Wagenabtheil. Und als es denn so ganz unheimlich dunkel wurde, da dachte ich: Du bringst sie jetzt mal in Verlegenheit. Und da habe ich — dreimal meine eigene Hand abgeschmaßt.“

(Nachdruck verboten.)

Neues Leben.

Skizze von Ida Schulz-Tornau.

Wie war alles doch so schnell gekommen, so ganz anders, als sie erwartet hat! — — Nun saß sie im Zuge und hatte Zeit, darüber nachzudenken — — —

Noch vor einem Jahre hatten sie sich wie zwei Fremde gegenübergestanden; sie erbittert, verletzt in ihren heiligsten Gefühlen, Haß und Verachtung im Herzen, während er theilnahmslos daneben stand, mit einem müden Gesicht.

Was dann folgte? Sie konnte sich nicht mehr der Einzelheiten erinnern. Sie war gleich abgereist zu ihren Eltern, und er war damit einverstanden. Er mußte eben, denn sie konnte die Bedingungen stellen.

Mit einem Aufathmen war sie fortgegangen und hatte die Erinnerung an die erste Zeit ihrer jungen Ehe, der sonnigen, namenlos glücklichen Zeit, wie einen lästigen Eindringling zurückgedrängt.

In ihrem Elternhaus war alles unverändert. Mit offenen Armen hieß man sie willkommen. Jeder behandelte sie mit besonderer Rücksicht, so zart und schonend wie eine Kranke. Niemand rührte an der Wunde, und so verblaßte sein Bild allmählich, sie haßte ihn schon längst nicht mehr — —

Dann kamen Wochen, wo sie wieder lachen konnte, wenn auch nicht so fröhlich übermüthig wie in ihren Mädchenjahren.

Oft saß sie im Dunkeln und sann darüber nach, wie es ihm wohl gehen möge, und ob nichts mehr in ihrem Herzen für ihn spräche. Ob er wohl manchmal an mich denkt, oder ob er wie damals — —? O, es ist grausam! Und wenn ihr dann die Thränen brennend in die Augen traten, schüttelte sie mit einer stolzen Bewegung die blonden Locken aus der heißen Stirn. Nein, er war ihre Thränen nicht werth, für sie war er todt.

Sie mußte oft an die Worte ihrer Freundin denken, die ihr täglich zuredete: Du vertrauest Dein Leben, Deine schöne Jugend, sei klug und mache Dich frei von den drückenden Fesseln.

Sei klug! So redeten sie alle, die Mutter, die Tanten und dann noch jemand. Es war ein junger Maler, der sie mit seinen fragenden Augen verfolgte. Ob ihr die dunklen Augen Glück bringen würden? Glück! Wie sie sich danach sehnte.

Und doch zögerte sie noch — — Ein wehes Gefühl schnürte ihr manchmal die Brust zusammen und es war ihr, als müßte sie laufen, immer weiter, bis — — — — Ja, was kam ihr nur in den Sinn? Sie verachtete ihn doch aus vollem Herzen.

Und dann war alles vergessen, als die Depesche kam: Komme sofort, will Dich noch einmal sehen, Dein Ernst. Er ist krank, todtkrank, unter fremden Menschen!

Zimmer weiter brauste der Zug, an Städten und lieblichen Dörfern vorüber, an Bergen und Felsen mit alten Ruinen. Rauschende Ströme und herrliche Wälder vermochten es nicht, die junge Frau von ihren traurigen Gedanken abzulenken. Sie sah mit weitgeöffneten Augen zum Fenster hinaus, und wenn sich zwischen reifen Aehren leuchtend rother Mohn im Winde schaukelte, schauderte sie zusammen. Er erinnerte sie an Blut, sein Blut — — Dann war es ihr, als käme der Zug nicht von der Stelle. Ihre Gedanken eilten voraus in ein dunkles Zimmer, wo er sterbend lag und immer wieder ihren Namen rief.

Allmählich kam die Dämmerung, und wie im Traum glitt sie an den stillen Abendlandschaften vorüber, viel zu müde, um so manches Bild stillen Glücks in sich aufnehmen zu können.

Ein junges Paar saß ihr gegenüber. Sie hatten ein kleines Kind bei sich, das seine dicken rostigen Nerven krähen nach dem hellen Licht ausstreckte.

Hätte sie auch ein solch' süßes Wesen gehabt, dem Kinde zu Liebe wäre sie geblieben. — Aber war sie denn immer noch nicht am Ziel? — Da, ein Ruck, und der Zug hielt. Mit zitternden Händen griff sie nach ihrer Reisetasche und stieg aus. Ein Wagen stand schon für sie bereit, aber sie hatte nicht um alles in der Welt es vermocht, den alten Diener nach dem Befinden ihres Gatten zu fragen.

Ihr Herz klopfte ihr zum Berspringen, als sie die Treppe hinauf schritt.

Vor der Thür blieb sie einen Augenblick lauschernd stehen. Drinnen rührte sich nichts, nur die Uhr tickte leise — —

„Ernst,“ schrie sie auf, und dann fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und ein heißer Mund erstickte sie fast mit seinen Küssen.

Es war still in dem Zimmer geworden. — — Vor seinem jungen Weibe kniete ein Mann, der längst bereute, was er in einer gewissenlosen Stunde beging.

„O, Marga, vergieb, daß ich List anwandte, um Dich mir wieder zu gewinnen. Siehst Du, ich hätte nicht mehr leben können ohne Dich. Nur ein Wort sag' mir, ein gutes. Du sollst mich wieder achten lernen, und dann kommt auch die Liebe wieder. Geh' nicht fort, ich lasse Dich nicht!“

Sie fuhr ihm sachte durch sein Haar, und wie sie zu ihm nieder schaute, Verzeihung im Blick, sah sie wie durch einen Schleier ein holdes Kindergeßicht, das hatte Augen so klar wie der Himmel, so blau und so treu — —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Merkräthsel.

Wasser, Demokrit, Scherbe, Katzen, Gefängniß, Gefälle, Mastdarm, Fassung, Eiche, Indien, Bordeaux, Morgen.

Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang gelesen ein Sprichwort ergeben.

Zifferblatträthsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Statt der Ziffern des Ziffernblattes einer Uhr sind die Buchstaben AA B EE G LL M N SS derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

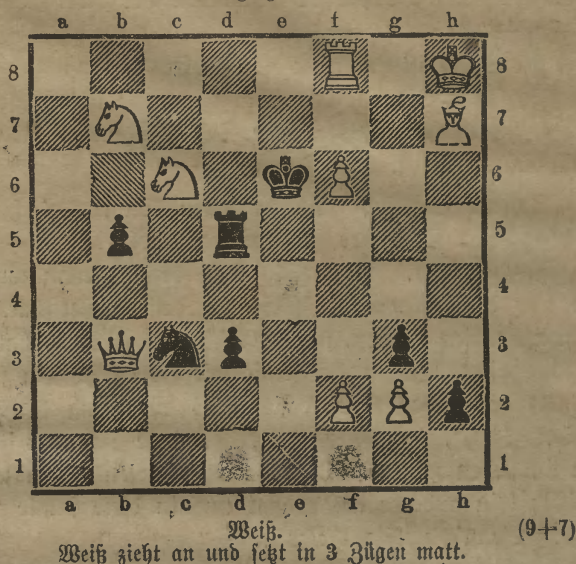
- 1-4 Singstimme
- 2-4 Kartenbezeichnung
- 2-6 lästiges Insekt
- 4-8 weiblicher Vorname
- 5-7 Waldgebirge in Deutschland
- 7-9 Fürwort
- 7-12 Fehler und Hausgeräth
- 8-12 Fanggeräth
- 10-1 Farbe
- 11-2 Insel im Mittelmeer.

Charade.

Der Erste soll, ein wahrer schlichter,
In unserm Thun und Reden sein.
Mit seinem Zweiten will der Richter
Der Wahrheit dienen, streng und rein.
Ins Ganze aber schließt der Dichter
Die Perlen seiner Weisheit ein.

Schachaufgabe.

Von M. Feigl in Wien



Weiß.
Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt. (9+7)

Auflösung des Bilderräthfels.

Auswanderer.

Auflösung der Pyramide.

A
A R
B A R
G R A B
G A R B E
A M B E R G
B E R G A M O

Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung:

B. b, c, dB, a10, K, 9; bA, 10; cA; dA.
M. aD, 9, 7; b7; d10, K, D, 9, 8, 7.
H. aB, aA; bK, D; c10, K, D, 9, 8, 7.
Stat: b9, 8.

Spiel:

1. B. bB, aD, aB (-7). 2. H. c10, cA, a9 (-21).

Daß H die c10 vorsetzte, war natürlich, denn M hatte bis Null gereizt, konnte also das blanke cA nicht haben. Durch die Bemerkung des Spielers, daß ihm nun alle Stiche gehören, wurde M veranlaßt, nun auch seine lange d10 vorzusetzen. Entweder hatte der Spieler das dA, dann konnte H noch einen Trumpf verstecken und das Spiel herumgehen, oder V hatte das dA nicht, dann hatte er bloß noch Trumpf und Blätter von b, sodaß nichts weiter zu machen war. Der Coup von M glückte:

3. M. d10, aA, dA (-28). Dadurch bekamen die Gegner gerade 60.

Richtige Lösungen gingen ein von: Walter Hagedorn, Max Stolz, Hans Reimann, Johannes Schellong, B. Hoffmann, Hans Loepffer, Dorothee und Michaelis Aron, Max Konzewik, Walter Rettig, Willi Eichler, Max Kurnit, Hugo Braun, Willi Pleth, Rudolf Schellong, Bromberg.